Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 39 (1987)
Heft: 24

Artikel: Glasnost : Gerüchte
Autor: Loretan, Matthias
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-932007

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Matthias Loretan

Glasnost – Gerüchte

Eindrücke einer Reise zur 30. Internationalen Leipziger Dokumentarfilmwoche

Schon bald eine Woche bin ich wieder in der Schweiz. Ich wehre mich dagegen, dass meine Eindrücke sich auflösen, die Erinnerungen an Berührungen, Geschmäcker, Blicke, Gespräche und Filme verschwimmen. Für eine Weile noch sollen sie mir meine helvetischen Gewohnheiten verfremden, für eine Weile wenigstens will ich die Distanz zum Alltag in mir spüren. Die andere Erfahrung, über die ich mich in meiner Muttersprache verständigen konnte, darf nicht zu schnell verschüttet werden.

Für einmal überwiegt die Lust, diesen Artikel zu schreiben. Dieser Vorgang ist eine Möglichkeit, Anregungen einstweilen aufzuheben.

Eine Verpflichtung in dieser ersten Dezemberwoche störte mich bei meiner Konzentration zum Schreiben. Vor gut einem halben Jahr hatte ich zugesagt, im Liechtensteinischen ein Referat über das Thema «Brutalität und Video» zu halten. Auf der Zugsfahrt dorthin tauchte plötzlich in mir die Frage auf: Was hat die Videobrutalität mit meinen DDR-Erfahrungen zu tun? Und ich wunderte mich über das, was ich zwar schon wusste, aber als Ärgernis noch nie so klar begriff: Wie leichtfertig wir im Westen mit der öffentlichen Meinungsbildung umgehen. Da gibt es die einen, die die Öffentlichkeit schamlos als Markt begreifen, auf dem sie bedenkenlos Produkte feilbieten, wenn sich mit ihnen nur ein Geschäft machen lässt. Da gibt es die anderen, die diesen Auswüchsen wehren wollen und in ihrer hilflosen Entrüstung nach Zensur verlangen. Für mich war auf eine ganz einfache Weise klar geworden, warum ich mich für den dritten Weg – sonst meistens als der kompliziertere geltend – entschieden hatte.

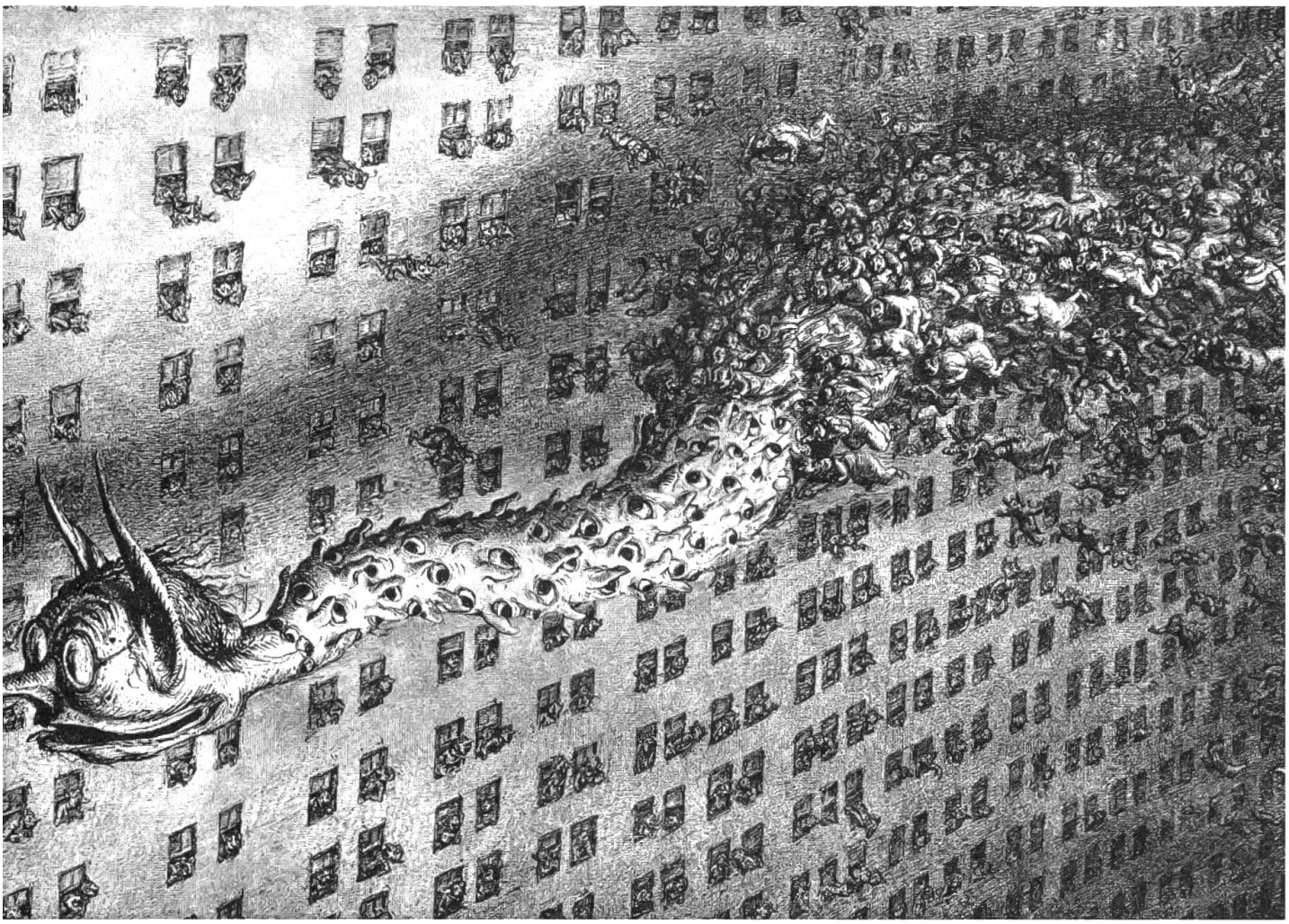
Nachdenken über zwei Zeitungsartikel

Ich habe Menschen in der DDR achten und schätzen gelernt, gerade auch solche, die zum real existierenden Sozialismus in ihrem Land «unser» Gesellschaftssystem sagen; die von ihrem Ort aus, in kritischer Solidarität mit ihrem Staat, für mehr Freiheit, mehr Gerechtigkeit und um Frieden kämpfen. Ich bin angetan von der grossen Ernsthaftigkeit der internationalen Veranstaltung des Dokumentarfilms in Leipzig. Also nahm ich mir vor, über diesen anderen Teil der Weltöffentlichkeit, ihren anderen Stil zu berichten. An dem, was ich für mich gelernt hatte, wollte ich anschaulich machen, wie fruchtbar ein offener Wettbewerb zwischen den unterschiedlichen Gesellschaftssystemen auch für uns «freie Westler» sein könnte.

Doch vorerst einmal kam es anders. Noch während der Leipziger Dokumentarfilmwoche, in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch, 24./25. November, verhaftete der DDR-Staatssicherheitsdienst (Stasi) rund 20 Oppositionelle. Bis zum Abschluss der Veranstaltung am Donnerstag, 26. November, erfuhr niemand aus meinem Bekanntenkreis in Leipzig etwas über die Vorkommnisse. Ab Freitag berichteten die Westmedien – normale DDR-Bürger können in den meisten Landesteilen die eingestrahlten Radio- und Fernsehprogramme empfangen, aber keine Presseerzeugnisse aus den kapitalistischen Ländern kaufen – ausführlich darüber. Am selben Tag veröffentlichten die ersten DDR-Publikationen eine kurze Notiz der staatlichen Agentur ADN.

Die 20zeilige Nachricht in der «Jungen Welt» etwa beruft sich auf eine Mitteilung der Staatsanwaltschaft, nach der sieben Personen in Nebengebäuden der Zionskirche bei der Herstellung staatsfeindlicher Schriften auf frischer Tat ertappt worden seien. Sie seien zur näheren Untersuchung vorübergehend festgenommen worden, zwei Personen befänden sich noch in Untersuchungshaft. Die benutzte Druck- und Vervielfältigungstechnik zur Herstellung der Materialien staatsfeindlichen Inhalts seien beschlagnahmt worden. Aus den Beweismaterialien gehe hervor, dass die festgenommenen Personen hinter dem Rücken der zuständigen kirchlichen Stellen gehandelt hätten.

Als ich am Samstag, 28. November, in die Schweiz zurückkehrte, konnte ich dort in den Zeitungen vom Vortag nachlesen, was die DDR-Medien unterschlugen. Im Zürcher «Tages-Anzeiger» fand ich einen ungefähr sechsmal so langen Bericht mit dem Titel «Bestürzung nach Razzien in der DDR». Der Korrespondent Fred Müller nimmt darin engagiert Stellung, verzichtet allerdings auf den hochnäsigen Ton, wie er zuweilen in westdeutschen Zeitungen zu beobachten ist, wenn sie über entsprechende Ereignisse in der DDR berichten. Er brandmarkt



Aus «Du» 4/1948

Wo die Medien ihre Aufgabe der Information und freien Meinungsbildung nicht erfüllen, institutionalisiert sich das Gerücht als Gegenöffentlichkeit («Das Gerücht» von A. Paul Weber).

die Ereignisse als massive Repression, als Versuch des Staatssicherheitsdienstes, Oppositionelle einzuschüchtern. Die angegebene Zahl der in Berlin Verhafteten entspricht etwa der der ADN-Meldung. Hingegen weiss Müller auch von ungefähr 20 Festnahmen ausserhalb Ostberlins. Im Gegensatz zur ADN stützt sich der Schweizer Korrespondent nicht nur auf die Angaben der Staatsanwaltschaft, er berücksichtigt auch Informationen der Kirchenleitung, der Basisgruppen sowie von Anhängern der Reformfraktion innerhalb der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED). Diese Quellenlage ergibt ein differenzierteres Bild der Ereignisse sowie eine andere Gewichtung als die der offiziösen ADN. Die Inhaftierten werden als Mitglieder teilweise unabhängiger Basisgruppen im Schosse der Kirchen vorgestellt. So wurde zum Beispiel in Berlin die Hausdurchsuchung in der Umweltbibliothek durchgeführt, die im Keller des Gemeindehauses der Zionskirche untergebracht ist. Die Umweltbibliothek wird näher beschrieben als eine «für die DDR einzigartige Dokumentationsstelle, an der jedermann westliche Bücher, Zeitschriften und sogar eine Tageszeitung lesen kann. Thematisch hat sich die Bibliothek auf Fragen des Umweltschutzes, der Menschenrechte und der Friedensbewegung spezialisiert.» Müller zitiert auch den Staatsanwalt ausführlicher als die ADN. Die verhafteten Personen seien mit der Herstellung der neuesten Ausgabe der staatskritischen Broschüre «Grenzfall» beschäftigt gewesen. Der Journalist stellt die Publikation als ein Erzeugnis vor, das seit Anfang Jahr in einer Auflage von 800 Exemplaren regelmässig vor allem über Menschenrechtsverletzungen in der DDR berichtet. Und schliesslich konfrontiert er die Aussage der Staatsanwaltschaft mit einer Presseerklärung der Umweltbibliothek, die bestreitet, dass in den Räumen der Zionsgemeinde die Alternativzeitung «Grenzfall» gedruckt werde. Müller berichtet, wie die Basis-

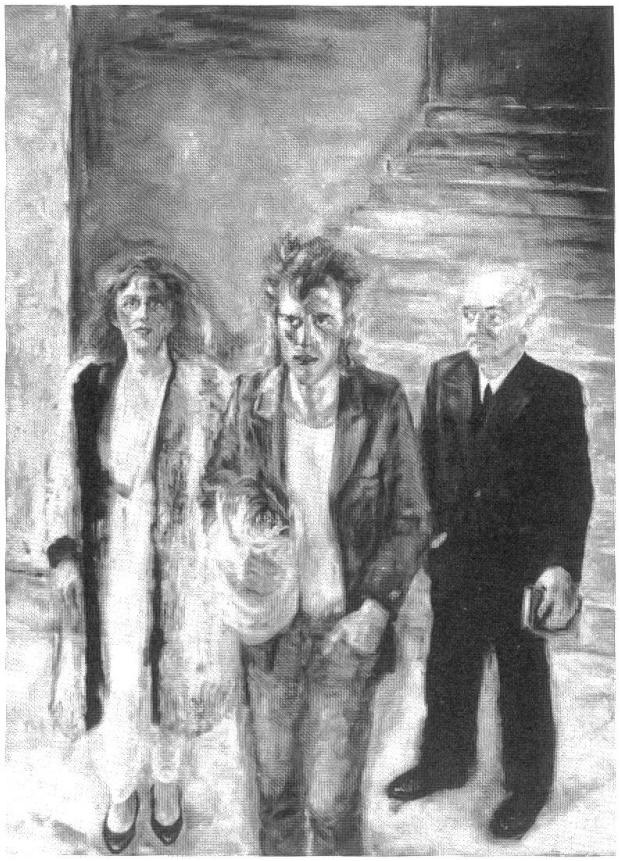
gruppen Mahnwachen vor der Zionskirche aufziehen, um dagegen zu protestieren, dass zwei Mitglieder der Umweltbibliothek sich immer noch in Untersuchungshaft befinden. (Sie wurden kurz darauf freigelassen.)

Kirche als Gegenöffentlichkeit

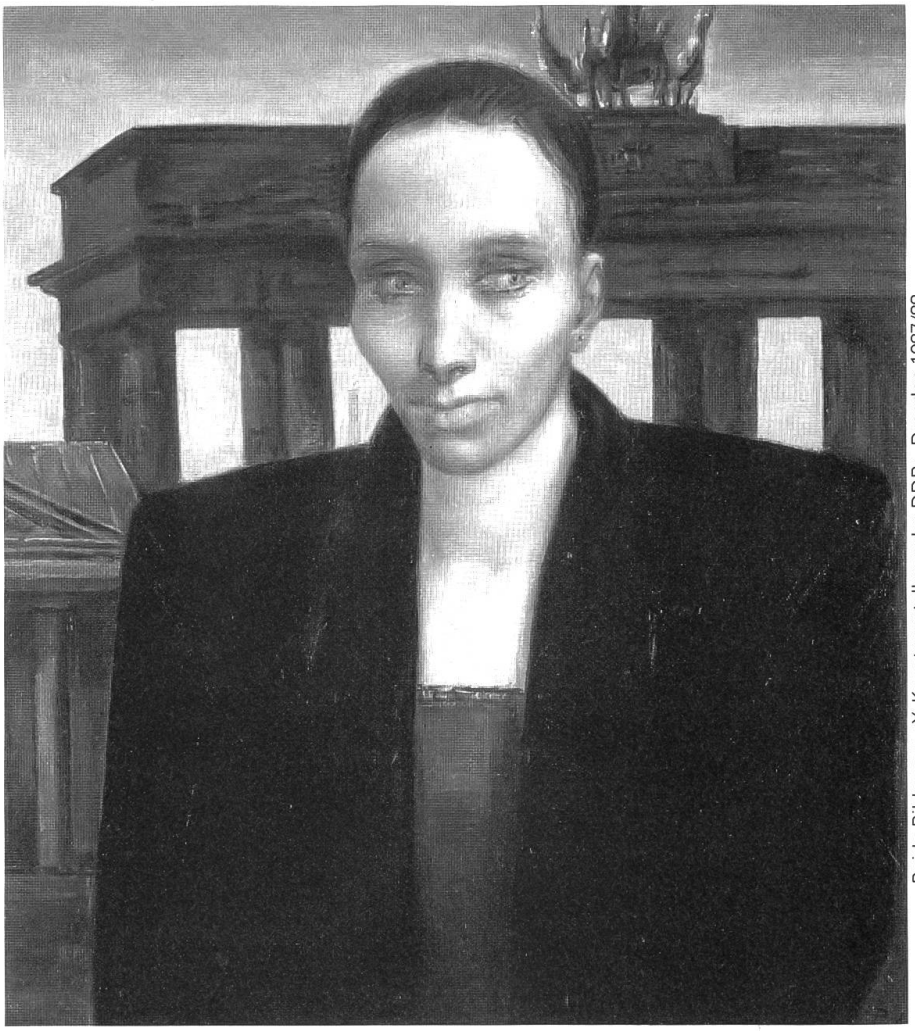
Warum so ausführlich die beiden Pressetexte vorstellen?

Die Artikel behandeln einen Konflikt, der für den real existierenden Sozialismus in der DDR typisch ist. Ich meine die Schwierigkeit, in einer geschlossenen Gesellschaft mit Dissens umzugehen. Als geschlossen betrachte ich das gesellschaftliche System der DDR insofern, als Ökonomie, Politik und Ideologie auf einen inhaltlichen Grundkonsens hin verpflichtet werden: auf den Sozialismus. Durch die Verstaatlichung wichtiger Produktionsmittel wird die Steuerung der Ökonomie über den Markt durch das System der Planwirtschaft ersetzt. Wichtigstes Steuerungsmedium ist somit die Politik, ihr zentrales Organ ist die kommunistische Partei, welche in Form eines demokratischen Zentralismus den Aufbau der kommunistischen Gesellschaft vorantreibt. Alle gesellschaftlichen Einrichtungen (auch die Öffentlichkeit und die Medien sowie die Kirchen) haben sich nach dem sozialistischen Leitbild auszurichten. Wo Dissidente im Meinungsstreit Werte grundsätzlich anders gewichten (zum Beispiel Freiheit vor Gerechtigkeit) oder beschlossene Strategien öffentlich bekämpfen, entstehen in den geschlossenen sozialistischen Übergangsgesellschaften heikle Konflikte.

Was das Verhältnis von Staat und Kirche angeht, so ist es seit Mitte der siebziger Jahre der



DDR-Kunst wider die Erinnerungslosigkeit und für ein neues Bewusstsein: Albrecht Gehse: «Jetzt», 1986/87 (Bild oben). – Wolfgang Peuker: «A. P., geboren 1949» (1986).



Beide Bilder aus «X. Kunstausstellung der DDR», Dresden 1987/88

Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) und vor allem der evangelischen Kirche in der DDR gelungen, in einem produktiven Nebeneinander ihre Funktionen neu zu bestimmen. Nicht mehr als Kirche *gegen* den, sondern *im* Sozialismus hält diese seit 1978 in kritischer Solidarität zum Staat. Die gegenseitige Annäherung ermöglichte der Kirche den Aufbau einer von der Partei relativ unabhängigen Infrastruktur. Sie profilierte sich damit schon bald als ein Forum, in der kritische Dinge öffentlich zur Sprache kommen konnten. Die Gespräche der eingenisteten Basisgruppen färbten schon bald auch auf die Synodenbeschlüsse ab. Mit immer keckeren Verlautbarungen – zum Beispiel über Wehrdienstverweigerung als möglicher Ausdruck des Glaubensgehorsams, für eine durchschaubarere Regelung von Reisemöglichkeiten für alle DDR-Bürger, für den Austausch von Publikationen und Zeitschriften über die Grenzen hinweg – profilierte sich die Kirche als «Glasnost»-Vorreiterin in der DDR. Dies führte zu einem gespannten Verhältnis zwischen Kirche und Staat, das sich in den jüngsten Zwischenfällen entlud. Die Razzien zielten letztlich auf eine Spaltung der offiziellen Kirche von den Basisgruppen ab. Diese Strategie des Staatssicherheitsdienstes verfehlte allerdings ihr Ziel gründlich. Der Eingriff schweisste die zum Teil zerstrittenen Basisgruppen eher fester mit der Kirchenleitung zusammen und festigte damit die Opposition. Die Empörung, welche die Nacht- und Nebel-Aktion im Ausland, aber auch innerhalb der DDR ausgelöst hatte, bewog schliesslich die Führungsgremien der SED, den Schaden rasch zu begrenzen und den Staatssicherheitsdienst zurückzupfeifen.

Medien als Propagandainstrument

Aufschlussreich sind die beiden Zeitungsartikel nicht nur wegen des darin dargestellten Konflikts, sondern auch wegen der Art seiner Thematisierung in den Medien. Diese sind in der DDR ebenfalls grundsätzlich dem Aufbau der sozialistischen Gesellschaft verpflichtet und in ihrer Organisation stark von den Institutionen des Staates und der Partei abhängig. Agitation und Propaganda sind darum in dieser stark von oben kontrollierten Öffentlichkeit keine Schimpfworte, sondern journalistische Schlüsselbegriffe. Medien haben dem Bürger die von den politischen Instanzen gefällten Zielvorgaben und Strategien verständlich zu machen. Kritik von unten findet in der Regel nicht als veröffentlichte Meinung statt – oder dann nur, wenn sie von einer entsprechenden Instanz gutgeheissen wird.

Bei der entsprechenden Funktionalisierung der Medien müssen sich journalistische Recherche und künstlerische Intuition zuweilen den Interessen der politischen Institutionen anpassen. Nicht immer obsiegt dabei die Vernunft oder das Gemeinwohl. Wie kontraproduktiv der strategische Umgang mit der Wahrheit sein kann, zeigt etwa das schmalbrüstige Textchen aus der «Jungen Welt», das in seiner Eindimensionalität seine Absicht nur notdürftig verbirgt. Diese einfältige Informationspolitik, die den Leser so wenig ernst nimmt, hat es letztlich mitzuverantworten, dass grosse Teile der DDR-Bürger ihren Medien vor allem misstrauisch begegnen und den Nachrichten von ARD und ZDF schon ein geradezu magisches Vertrauen entgegenbringen.

Bei dem Vergleich der beiden Artikel kann es nicht darum gehen, zu beurteilen, welche Informationen wahr und welche falsch seien, ob der eine Artikel die Wahrheit sage, der andere lüge. Zum einen müsste ich dazu vor Ort Informationen nachprüfen. Zum anderen dekken sich die beiden Artikel in jenen Bereichen weitgehend, wo sie Aussagen über diesselben Sachverhalte machen.

Kleine Phänomenologie Gerüchts

Und doch lassen sich Aussagen über die unterschiedliche journalistische Qualität dieser Artikel machen. Das Kriterium einer solchen Beurteilung will ich festmachen an der möglichst unvoreingenommenen Haltung des Journalisten gegenüber der Wirklichkeit, an seinem Spürsinn, an seiner Fähigkeit, sich auf Gerüchte einzulassen, sie zum Ausgangspunkt von Recherchen zu machen. Das kynische Vermögen, dem «geruofte» – dem «Not- und Hilfegeschrei, das bei der Ertappung eines Verbrechers auf frischer Tat erhoben wurde», oder dem «Geschrei und Gejammere, unter dem vor Gericht Klage erhoben wurde» (Etymologie-Duden) – nachzugehen, ist eine Voraussetzung für freie Meinungsbildung, für journalistisches und künstlerisches Arbeiten.

Ich denke, dass sowohl die Planwirtschaft wie die Marktwirtschaft immer wieder ihren je eigenen Schwächen wider das Gerücht erliegen. Dem planenden Funktionär missfällt daran das Laute, Mehrdeutige, schwer Einzuordnende. Für den kommerziellen Medienproduzenten lohnt es sich, dem Publikum vor allem mit jenen Gerüchten zu schmeicheln, die unterhalten und Spass machen. Jeder Nachfrage bietet er möglichst ein Gerüchtchen an, bis die

Konsumenten besinnungslos vor dem Fernsehen eingeschlafen sind.

Ein Publikum, das seinen Medien misstraut, weil sein Personal sich zu bereitwillig als Gehilfe der «guten Herrscher» einspannen lässt, institutionalisiert das Gerücht als Gegenöffentlichkeit. Gut entwickelt scheint mir dieses subversive Netz in der DDR. Allerdings verabschieden sich auch viele Genossen nach Arbeitsschluss aus dem real existierenden Sozialismus und flüchten durch die fünfte Wohnungswand ins Paradies der westlichen TV-Illusionen.

Wer die öffentliche Meinungsbildung einer bestimmten Gesellschaft sowie deren geistige und moralische Befindlichkeit verstehen will, ist schlecht beraten, sich nur an die veröffentlichte Meinung der Medien zu halten. Diese Erkenntnis gilt ganz besonders für die DDR, wo in einer fast schon schizophrenen Art sich Öffentlichkeiten überlagern: die eigene, stark politisch kontrollierte, die importierte sowie die Gerüchteküche. Aus der Kombination dieser Quellen bastelt sich das aufmerksame Publikum sein Weltbild.

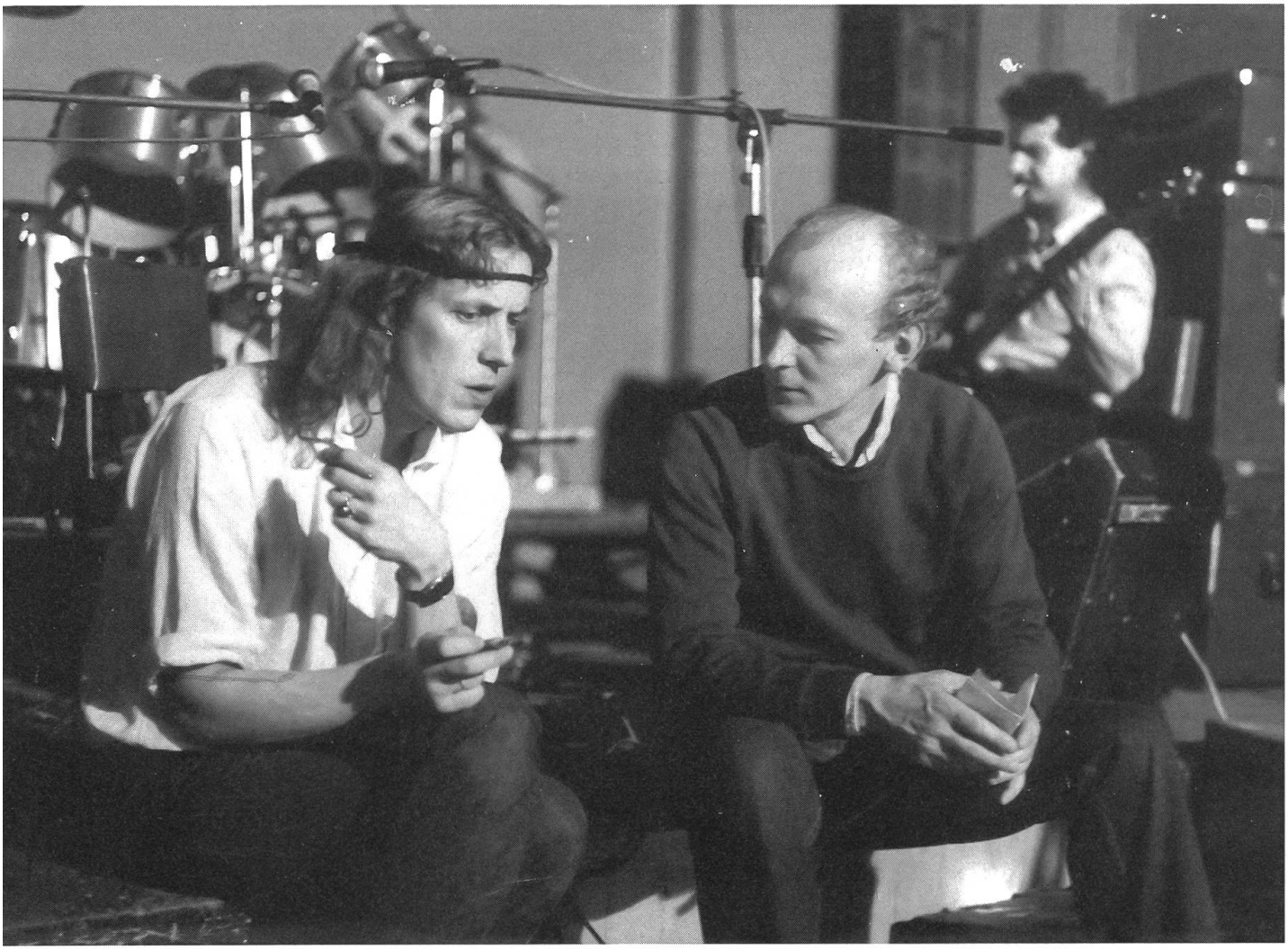
Ein Beispiel. Über die Vorgänge bei der Zionskirche war ich bereits am Freitag, 27. November, in Berlin ebenso gut informiert wie etwa jene Schweizer, die den differenzierenden und kenntnisreichen Artikel im «Tages-Anzeiger» gelesen hatten. Und das kam so: Die Familie, die mich in die DDR eingeladen hatte, erwartete an jenem Abend Besuch. Sie wollten mich mit einer Anwältin und überzeugten Kommunistin bekanntmachen. Diese kam denn auch, leicht verspätet, aber empört und aufgebracht an. Sie hatte die Berichte des Westfernsehens über die Stasi-Aktionen zufällig mitbekommen. Diese boten an jenem Abend den Stoff für unser Gespräch. Durch den Austausch von Informationen sowie Einschaltungen ins Fernsehprogramm schlossen wir unsere Wissenslücken. Vor allem in Erinnerung geblieben ist mir dabei die gespannte Aufmerksamkeit unserer Runde. Gerade weil uns die Informationen nicht pfannenfertig, bestimmt zum schnellen Konsum, ins Haus geliefert wurden, sondern wir selbst noch etwas dazutun mussten, waren wir viel stärker an der Sache engagiert. Ich spürte Wut und Trauer – Gefühle, an die ich mich bei der Tagesshow vor dem heimischen Bildschirm kaum erinnern kann.

Ideal reibt Wirklichkeit, Wirklichkeit reibt...

Roland Steiner, den ich vor zwei Jahren am Dokumentarfilmfestival in Nyon kennengelernt habe und bei dessen Familie ich auch in diesem Jahr wieder Gast sein durfte, glaubt an den Sozialismus, an seine Menschenfreundlichkeit und seine Fähigkeit zum Frieden. Als Dokumentarist mutet er der Gesellschaft, in die er hineingewachsen ist, allerdings auch die Grösse zu, sich ehrlich ihren Konflikten und Widersprüchen zu stellen. Darum kämpft er.

Kürzlich hat Roland bei seinen Vorgesetzten am DEFA-Dokumentarstudio ein Exposé für einen Film eingereicht, der ausgehend von einer Schlägerei in der Zionskirche ein Porträt von zwei unterschiedlichen Jugendgruppen abgeben soll. Skinheads drangen Mitte Oktober während eines Rockkonzerts, das als eine Veranstaltung für den Frieden aufgezogen war, in die Kirche und schlugen brutal auf die Besucher ein. Die Rowdies sollen dabei wiederholt Parolen aus der Nazizeit ausgestossen haben. Was die Haltung der Polizei betrifft, kennt das Gerücht zwei Varianten: Nach der einen soll sie sich vorübergehend zurückgezogen, nach der anderen vor der Kirche zugewartet haben, wo sie dann auch die Verhaftungen vornahm. Weiter geht das Gerücht, dass ein Mensch an den Verletzungen gestorben sei. Die Zeitungen berichteten über den Vorfall erst gut einen Monat später, kurz vor der Aufnahme des Gerichtsprozesses. «Ist es leicht, jung zu sein?» – ob dieser Frage mit derselben Schonungslosigkeit, wie sie Juris Podniek in seinem Porträt über die sowjetische Jugend (vgl. ZOOM 19 und 21/87) stellt, auch ein DDR-Film nachgehen darf, bleibt vorläufig Spekulation. Das Eingeständnis, dass es im historisch stark antifaschistisch geprägten Staat neuerdings auch faschistische Geschwüre gibt, fällt zumindest jenen politischen Instanzen schwer, die in einem fast magischen Verantwortungsgefühl sich für dieses bedrohliche Zeitzeichen unmittelbar schuldig fühlen.

Es muss hier eingeräumt werden, dass das öffentliche Ansehen der Dokumentarfilmer in der DDR sich nicht unwesentlich von dem der Journalisten unterscheidet. Dies hängt zum einen mit der Stellung des Dokumentarautors zwischen Kunst und Wissenschaften einerseits und dem Journalismus anderseits zusammen. Am hohen Prestige der ersteren Institutionen in der DDR teilhabend, geniessen sie eine grössere Unabhängigkeit bei der Wahl der Themen und einen weiteren Freiraum bei der Gestaltung ihrer Stoffe. Zudem ist die zeitliche Distanz der Dokumentarfilme zu den Ereignissen grösser, so dass die Brisanz einer bestimmten Information von den Kontrolleuren besser abgeschätzt werden kann. Die ständige Rechtfertigung von künstlerischen Entscheidungen vor poli-



Konsequenter Versuch, Auskunftspersonen beim Wort zu nehmen: Roland Steiner im Gespräch mit Rock-/Protestsänger Pehr Gläser alias Cäsar in «Woran wir uns erinnern».

tischen Instanzen schlägt allerdings auf den Stil gerade auch der kritischen Regisseure durch. Die meisten der aktuellen Dokumentarfilme aus der DDR wirken auf mich eher besonnen und freundlich, beherrscht, kaum einer eckt an, wühlt auf. Sie sind alles andere als Gerüchte.

Ich hatte Roland gebeten, mir ein paar seiner früheren Filme zu zeigen und mir zu erklären, wo er während der verschiedenen Phasen der Herstellung Eingriffe in seine Filme hat hinnehmen müssen. Meine Frage schien Roland nicht zu überraschen. Er und viele andere Dokumentaristen redeten über diese Schnitte auch an Filmdiskussionen im eigenen Land. Da die Autoren aber nur zu den wenigsten Filmvorführungen selber hinfahren könnten, blieben die den Vorgesetzten abgerungenen Kompromisse problematisch. Vor seinem Gewissen könne er solche aufgezwungenen Begradigungen seiner Beobachtungen und Erfahrungen nur rechtfertigen, wenn es ihm aufs Ganze und in anderen Punkten gelungen sei, zur Wirklichkeit vorzustossen, eine dialektische Reibung der Ideale mit der Gegenwart zu erzeugen. Doch die Zeit, auch die der eigenen begrenzten, Lebensgeschichte, dränge. Und so stelle sich für ihn immer wieder die Frage, ob er nicht zu schnell nachgegeben hätte.

Roland Steiner – ein dokumentarischer Purist

An Festivals werden Rolands Filme gerne übersehen. Sie wirken in ihrer schnörkellosen Machart spröde. Die Dramaturgie der möglichst synchron redenden Köpfe erinnnert an Fernsehen, an einen Mangel filmischer Gestaltung. Doch auf dem Hintergrund ihres Entstehungszusammenhangs gelesen, ergibt die Armseligkeit seiner Filme einen anderen Sinn. Es ist der konsequente Versuch, die Auskunftspersonen beim Wort zu nehmen. In die synchron aufgenommene Äusserung, in das Geständnis, ist es schwierig, einzugreifen. Bei einer allfälligen Zensur muss dann schon die ganze Einstellung wegfallen, allenfalls eine ganze Sequenz. Für den Filmemacher ist diese

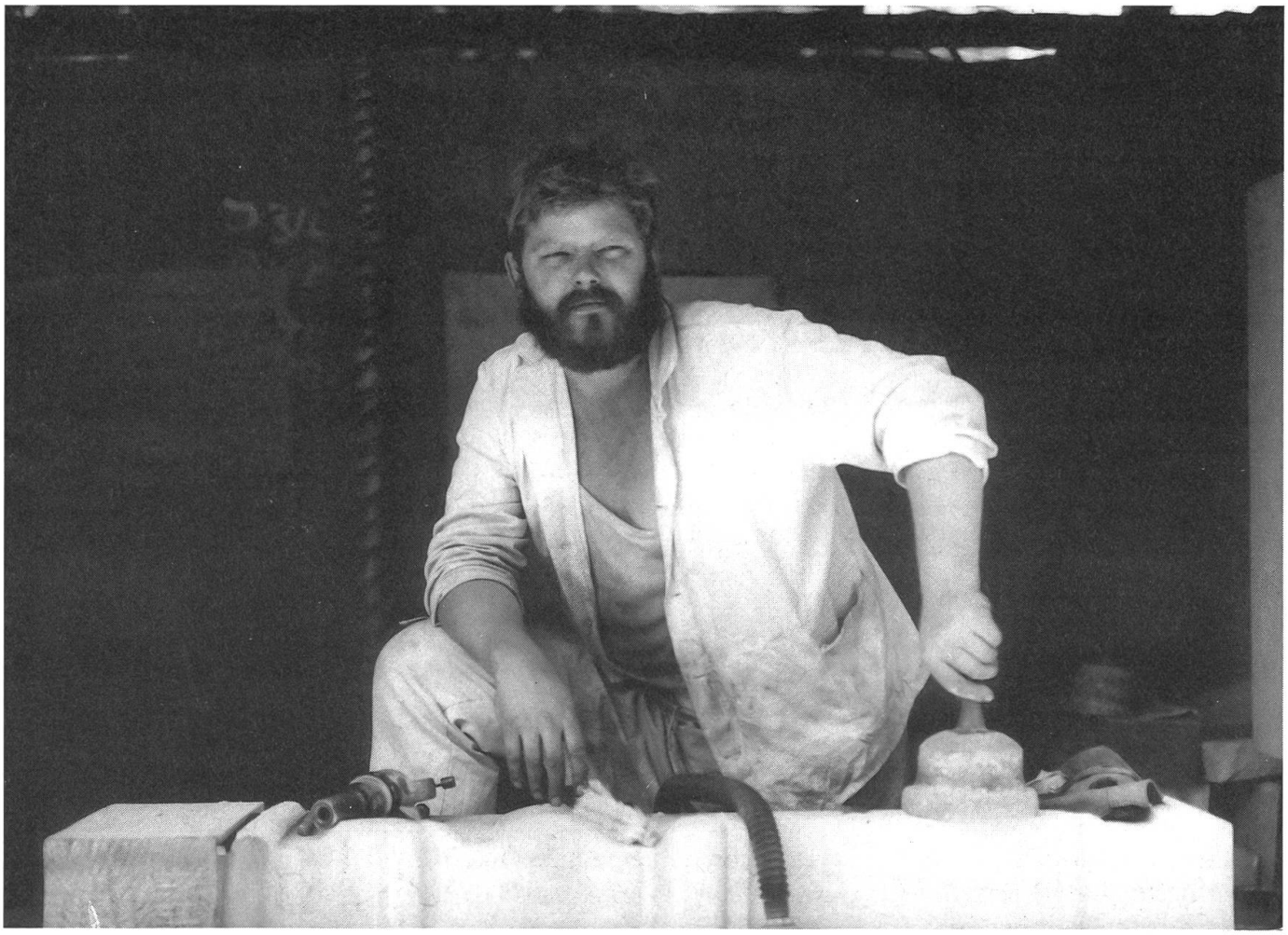
ästhetische Strategie ein Schutz vor der Versuchung, sein Material nach Belieben zu manipulieren. Jede durchgesetzte Zensur schlägt eine Lücke, die schmerzt. Sie soll nicht einfach weggezaubert werden. Sie kann vom aufmerksamen Betrachter sogar wahrgenommen werden.

Der Zufall, im Jahre der Republiksgründung geboren zu sein, ermöglichte es Roland 1984 anlässlich des 35. Geburtstags, einen 75minütigen Film über seine Generation zu drehen: *«Woran wir uns erinnern»*. Es ist jene Generation, die als erste im sozialistischen Deutschland aufgewachsen ist, die heute im Erwachsenenalter nüchtern und zuweilen auch ungeduldig auf ihren Erfahrungen in der Gegenwart besteht und deshalb von der Generation der Gründerväter geziehen wird, historisch ungerecht zu urteilen und dem Konsum verfallen zu sein. Die Gespräche mit seinen Altersgenossen, die sich je auf ihre Weise und zum Teil an ganz andere Begebenheiten erinnern, montiert Roland nach einem polyphonen Muster. Die mehrstimmige Retrospektive endet denn auch in der Gegenwart nicht mit einem harmonischen Gleichklang: Neben einem aufrechten Facharbeiter haben wir unter anderen einen Aussteiger kennengelernt, einen Protestsänger sowie eine Krankenschwester, die die Haltung ihrer 16jährigen Tochter bewundert, der Umwelt zuliebe auf einen Teil des Wohlstandes zu verzichten. Sie selber will sich nicht mehr mit der Losung «Mein Arbeitsplatz, mein Kampfplatz für den Frieden» abfinden, sondern will selbst und mit anderen Vorstellungen entwickeln, was man für den Frieden tun könnte.

Mit diesem Ausblick endet der Film. Es ist eine frühe Glasnost-Verheissung von unten. Sie ist durchgegangen. Kritische Aussagen zum Mauerbau, zum Inseldasein der DDR sowie zum Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag sind der Zensur zum Opfer gefallen. Sie fehlen. Doch werden mit der Zensurpraxis vertraute Zuschauer kaum auf die Idee kommen, den porträtierten wachen Zeitgenossen wäre zu diesen heiklen Themen nichts eingefallen.

Die Zeit ist jetzt: das «Neue Denken» in der DDR

Für den mit dem Aufbau des Wohlstandes beschäftigte Sozialismus sind Wasserverschmutzung und Umweltzerstörung ungelegene Probleme. Im-



merhin hat die Sowjetunion mit bisher mindestens drei Filmen auf das Trauma von Tschernobyl reagiert und es aufzuarbeiten versucht: «Zur Warnung», «Die Beunruhigung» und «Die Glocke von Tschernobyl». Auch wenn keiner dieser Filme die als notwendig hingestellte wirtschaftliche Nutzung der Kernenergie in Frage stellt, so versuchen doch alle drei Beiträge eine Vorstellung über die Gefährlichkeit dieser Technologie zu wecken. Wie völlig unzureichend das Sensorium des Menschen in bezug auf die von ihm entwickelte Apparatewelt ausgebildet ist, zeigt eindrücklich Rolan Sergijenkows 90minütiger Film *«Die Glocke von Tschernobyl»,* wenn er die sichtbaren Zerstörungen am Kernkraftwerk mit Aufnahmen konfrontiert, wo in nur 20 Kilometer vom Explosionsort entfernt die Gedächtnislosigkeit beginnt. Weil sie die Strahlung nicht riechen oder sonstwie wahrnehmen können, kehren Bauern nur zwei Monate nach der Katastrophe auf ihr Land zurück, von dem sie evakuiert wurden.

Das prometheische Gefälle zwischen dem technisch Machbaren und der menschlichen Fähigkeit, seine Folgen vorzustellen und zu verantworten, rutscht vor allem angesichts der Atomwaffen in eine absurde Schräge. Aus Anlass der Stationierung von Atomsprengköpfen in der DDR versuchen Eduard Schreiber und Rolf Richter die Sinne und das Gewissen der Zuschauer zu weiten, eine neue Sensibilität zu wecken. Programmatisch heisst der Titel ihres Filmessays *«The Time Is Now – Jetzt ist die Zeit».* Das Kameraauge fährt durch Landschaften der DDR und sucht Zeitgenossen auf – eine ehemalige KZ-Insassin, einen Chemiker, einen Steinmetz, einen Pfarrer und einen General –, bei denen Funken eines neuen Bewusstseins aufscheinen. In der Einsicht, dass die unsichtbare Bedrohung ebenso wie der ihr entsprechende Widerstand nicht einfach abgebildet werden können, werfen die Autoren die Tugend der dokumentarischen Geduld allerdings etwas vorschnell über Bord. Die hehre Absicht greift zur pathetischen Gebärde. Die stilisierende Kameraarbeit bläst die Bilder zu bedeutungsschwangeren Gemälden auf, schwülstige Barocksuiten und Arien zerstäuben die Wirklichkeitsfragmente, und schliesslich werden die Zuschauer mit Ballettsequenzen, Blueseinspielungen des Titelsongs und Zitaten aus der Literatur vollends ins abgehobene Elysium reinen Kunstwollens entführt. Der Widerstand, die beschworene Sensibilität verkommen zur geschmäcklerischen Attitüde.

Grossartig und lehrreich ist der Film allerdings auch noch in seinem Scheitern. Die Inflation der Zitate und Allegorien nimmt der Sache, für die sie stehen, das Numinose, das Furchterregende. Die Einsicht in das Geheimnis des alttestamentlichen Bilderverbots hätte die Autoren vor der Versuchung bewahren können, sich ein zu handliches Bild vom apokalyptischen Schrecken zu entwerfen. Die gespenstisch-schönen Bilder von den durch den Kohletagbau geschürften Landschaften kommen wohl eher einer Verharmlosung des atomaren Winters als einer erschreckenden Mahnung gleich. Viel stärker hingegen wirken auf mich jene Momente, wo die Gefahr als leichtes Beben der Erde, in irritierenden Zwischentönen fassbar wird – kurz wo das Schreckliche (sowie das Utopische) nicht demonstriert wird, sondern angedeutet bleibt.

Funken eines neuen Bewusstseins: Der Steinmetz Ralf-Peter Jeremias in Eduard Schreibers «The Time Is Now – Jetzt ist die Zeit».

Zeit-Raum weiten

Ein Joker der kapitalistischen Marktwirtschaft macht aus, dass sich ihre Glücksversprechen als Konsumgüter effektvoll ausstellen lassen. Um seine Bürger vor diesen Verlockungen zu schützen, hat sich der sozialistische Teil Deutschlands nicht anders zu helfen gewusst, als sein Experiment einzuzäunen. Darin liegt Tragik. Bei Gesprächen mit überzeugten Kommunisten über das Inseldasein der DDR treffe ich oft auf Haltungen, die zwischen ideologischer Rechthaberei, Melancholie und latenten Minderwertigkeitsgefühlen schwanken. Diese Beobachtung deutet die Schwierigkeit an, ein gelassenes Selbstbewusstsein in bezug auf diese Eingrenzung auszubilden.

Die häufig genutzte Form des Porträtfilms leistet dazu nützliche Dienste, weil die Dargestellten sich mit ihren Argumenten und Gefühlen als Leitfiguren zur Identifikation anbieten. Vor allem über berühmte Künstler wie den expressionistische Dichter Georg Heym in Andreas Schmidts *«Ich bin einfach der leidenschaftlichste Mensch, der existiert»* (26 Minuten) und sowie über bewährte Führer der Arbeiterklasse und bestandene Antifaschisten wie *«Alfred»* (37 Minuten) von Andreas Voigt wird ein Stück Gegenwart von der Geschichte her verständlich gemacht. Vor allem die Nachwuchsregisseure entdecken bei ihren «Grossvätern» und geistigen Autoritäten auch strittige und aufmüpfige Züge, die sie kritisch gegen herrschende Unarten ins Spiel bringen. So zeigt Schmidt Heym als einen emp-

findsamen Menschen, der das Dämonische der modernen Grosstadt sowie die Katastrophen künftiger Kriege erfasst und noch vor dem Ersten Weltkrieg daran zugrundegeht. In avantgardistischer Assoziationstechnik montiert der Filmautor historische Schwarzweissaufnahmen mit stark stilisierten fiktiven Szenen, in die hinein die bildhafte und expressive Sprache von Heyms Lyrik als verzweifelter Protest gegenwärtig wird.

Einen anderen Weg, um aus der Isolation des Inseldaseins auszubrechen, stellen die filmischen Erkundungen im Ausland dar. Während früher etwa die Reportagen von Gerhard Scheumann und Walter Heynowski – zuweilen mit einem schadenfreudigen Unterton – ihr Augenmerk auf beschämende Widersprüche des Kapitalismus richteten, zeichnen sich die aktuellen Beiträge durch eine eher wohlwollendere Neugierde aus. Roland Steiners Beitrag über den Anwalt und «Terroristen-Verteidiger» Heinrich Hannover, über Günther Wallraff sowie über Erich Fried (in Vorbereitung) zeigen zwar auch Menschen, die an ihrem Ort auf Missstände aufmerksam machen, der DDR-Regisseur erkennt in ihnen allerdings nicht nur Kronzeugen eines abgehalfterten Westens, sondern Verwandte im Geiste, die mit Mut und Ausdauer für Gerechtigkeit und Frieden kämpfen.

Eine ganz eigenwillige und persönliche Annäherung an einen Teil des grossen sozialistischen Bruderstaates ist Jürgen Böttcher mit seinem Reisetagebuch *«In Georgien»* (100 Minuten) gelungen. Auf jeden vordergründigen politischen Bezug verzichtend, reiht der kinematografische Plastiker Tableau an Tableau, in deren Landschaften hinein er mit fremden Menschen, die eine ihm unverständliche Sprache reden, Kontakte aufnimmt. In heiligem Respekt lässt Böttcher das ihm Unverständliche stehen, er setzt auf die archaische Kraft und Anmut, die in den Zeremonien erster Begegnung aufscheinen.

Trauer und Wehmut liegen in Roland Steiners filmischer Meditation *«Zeit-Raum. 46 ha Urwald in Böhmen»*. Wenn es schon schwierig ist, in der DDR und anderswo die notwendenden Bilder und Töne wider die Umweltzerstörung zu finden, bricht das Filmteam auf, in die benachbarte Fremde, in ein Reservat mit einem eingezäunten Stück Urwald. Die Banalisierung der Natur durch unseren verwertenden Zugriff versucht der Film schmerzlich spürbar zu machen, indem er uns zu einem Schauen und Erleben eines bedrohten Zeit-Raumes einlädt, der grösser und älter ist als wir, von dem die Romantiker früherer Zeiten geschwärmt haben, dass er uns umfängt. Den Angriff unserer rationalisierenden Gegenwart auf die übrige Zeit hebt der Film auf, indem wie in einem Traum Winter, Sommer, Frühling und Herbst durcheinander gehen und wir untertauchen in eine Welt, in der die Zeit für unsere Augen wie stillsteht. Verwunschene Verwurzelungen, viele hundert Jahre alte erhabene Baumriesen, glasklare Bäche, aus vermodernden Strunken aufspriessender Nachwuchs – entlang solcher Bilder meditiert der Autor in einem poetischen, aber gestochen scharfen Kommentar über Leben und Tod, über den ewigen Kreislauf der Natur. Gegen den Schluss des Films, auf der Rückreise, macht der Autor aufmerksam, wie ungenau der geläufige Begriff vom Waldsterben ist. Im Urwald lebt die Natur – und sie stirbt. Doch unsere Wälder – sie leben nicht einmal mehr ein Menschenalter.

Glasnost in der Sowjetunion: eine Zumutung von oben

In der Sowjetunion hat Michail Gorbatschow der tödlichen Atmosphäre der Beschönigung von oben und der Apathie von unten den Kampf angesagt. Mit Parolen von hohem moralischen Pathos – «Perestroika» erinnert an den biblischen Begriff der ganzheitlichen Umkehr im Sinne Johannes des Täufers – versucht er die Verantwortung der einzelnen Bürger anzusprechen. Neben der wirtschaftlichen Umgestaltung im Hinblick auf mehr Markt versprach Gorbatschow mehr Offenheit, mehr öffentliche Meinungsbildung (Glasnost) als Voraussetzung für eine stärkere aktive Beteiligung der Bürger an der Gesellschaft. Seine Herausforderungen angenommen haben inzwischen vor allem die Künstler, nicht zuletzt die Dokumentaristen.

Alexander Kamschalow, Vorsitzender des Staatlichen Kommitees für Kinematografie beim Ministerrat der UdSSR, liess es sich nicht nehmen, in Leipzig unter den Dokumentaristen aus aller Welt eine improvisierte Pressekonferenz einzuberufen, in der er in bezug auf die sowjetische Filmpolitik freimütig zugab: «Wir haben zu viel redigiert. Das hat zur Stagnation geführt. Auf die alte Weise haben wir gar kein Recht mehr, weiterzuleben ... Wir haben uns auf eine klarere Arbeitsteilung zwischen den Künstlern und den Funktionären einzustellen.» GOSKINO als staatliche Organisation sei für die Technik und die Ideologie zuständig, der Verband der Filmschaffenden mit seinem Präsidenten Elem Klimow für die Belange der freien künstlerischen Arbeit. Die Verantwortlichkeit werde stärker dezentralisiert, abgesehen von den 30 Prozent der Filme, die im Auftrage des sowjetischen Staates entstehen, seien in Zu-

Farce auf idealisierende Epen über Helden der Planerfüllung: «Skoro leto» (Bald kommt der Sommer) von P. Kogan.

kunft die einzelnen Studios der Unionsrepubliken für die Entscheidung zuständig, welche Drehbücher verfilmt werden sollen, sowie für die Abnahme der fertiggestellten Filme. Nach dem neuen Prinzip der wirtschaftlichen Rechnungsführung würden die regionalen Studios auch die wirtschaftlichen Folgen ihrer Entscheidungen zu tragen haben. Auf die skeptischen Fragen westlicher Journalisten, die aus eigenen schlechten Erfahrungen davor warnten, den Dokumentarfilm einfach dem (Kino-)Markt auszuliefern, gab der oberste sowjetische Filmminister eher ausweichende Antworten.

Zu Spässen aufgelegt, in seiner Rhetorik an einen aufgeklärten Despoten erinnernd, gewann Kamschalow das Publikum schon bald für sich. Gewieft ermunterte er die anwesenden Presseleute, nur kritisch über die schlechte technische Qualität des Filmmaterials sowie die dürftigen Kinoeinrichtungen in seinem Heimatland zu schreiben. Er machte damit deutlich, wie klug er bereits das Spiel der öffentlichen Meinungsbildung beherrscht.

Selbstbewusst und wohl auch etwas übermütig konterte er eine Frage aus dem Publikum, die sich nach den dunklen Flekken in der sowjetischen Geschichtsschreibung erkundigte: Kamschalow versprach, innert 24 Stunden eine Kopie des eben erst fertiggestellten Films *«Mehr Licht»* eines Autorenkollektivs unter anderem mit der Regisseurin Marina Babak nach Leipzig bringen zu lassen, in der ehrlich und offen auch die Fragen des Stalinismus aufgearbeitet würden. Doch der sowjetische Gast machte die Rechnung ohne den Wirt. Von einem Vertreter von Sov-Export konnte ich drei Tage später in Erfahrung bringen, dass die Kopien wie versprochen eingetroffen seien. Verantwortliche der Leipziger Filmwoche hätten sich den Film angesehen und mit dem formellen Argument zurückgewiesen: Der Beitrag sei zu spät angekommen. Das Programm sei bereits voll. – Schade für Leipzig! Es wird nun wohl einem westlichen Festival vorbehalten bleiben, Kamschalows Verheissung einem internationalen Publikum vorzuführen und die darin enthaltene Sensation für sich zu buchen.

Lehrstunden der Wahrheit

Unter den Beiträgen aus der Sowjetunion gehörten die Werke aus den baltischen Republiken (*«Die Männer der Insel von Kihnu»*, *«Ist es leicht, jung zu sein?»*) zu den Höhepunkten des Festivals. Wir haben anlässlich des Filmfestivals in Nyon

(vgl. ZOOM 21/87) darüber ausführlich berichtet und bedauern nur, dass das wohl beeindrukkendste Werk, *«Das jüngste Gericht»* von Herz Frank, in Leipzig nicht gezeigt wurde. Vom Regisseur war in der DDR-Messestadt nur zu erfahren, dass das Todesurteil über den jungen Doppelmörder, der im Film in Form einer Beichte über sein junges, verpfuschtes Leben nachdenkt, in der Zwischenzeit vollstreckt worden war. Herz Frank sagte es ohne Vorwurf, nur in einem Anflug von Trauer.

Die meisten übrigen sowjetischen Dokumentarfilme reagieren ganz unterschiedlich auf die Perestroika und spiegeln auf vielfältigste Weise das «Neue Denken». Kamschalow selbst diagnostizierte selbstkritisch eine bestimmte Distanzlosigkeit, ja Oberflächlichkeit in der filmischen Reflexion der sich überstürzenden Ereignisse sowie der in Bewegung geratenen Verhältnisse.

In Form einer einfachen, 20minütigen Reportage berichtet A. Geleijn in *«Medweshje... Was weiter»* über die kurzsichtige Wirtschaftspolitik in einem sibirischen Erdgasrevier. Die filmische Untersuchung zeigt die Schäden an den auf schnellen Erfolg angelegten Förderanlagen und lässt die Familien der Arbeiter zu Wort kommen, die in slumartigen Behausungen untergebracht sind und nur notdürftig mit sozialen Einrichtungen wie Schulen versorgt werden. P. Kogans ebenfalls nur 20minütige Studie *«Bald kommt der Sommer»* über die Arbeit in einer Leningrader Süsswarenfabrik gerät zu einer Farce auf die idealisierenden Epen über die Helden der Planerfüllung. Der klebrige Schokoladenteig wird zu einer Metapher auf den Schlendrian. Doch richtet der Regisseur die Spitze seiner Ironie nicht nur gegen die entmutigten Arbeiterinnen, sondern lenkt die Aufmerksamkeit der lachenden Zuschauer zunehmend auf die entwürdigenden Verhältnisse und die unfähigen Kaderleute. Damit ist der Weg geebnet, dass der Funke der Revolution von oben auf die Arbeitenden und kleinen Leute überspringen kann.

Während Kogans Ironie für mich als mit den dortigen Verhältnissen und ihren nuancierten Sprachspielen wenig vertrauten Betrachter, einen schillernden, ja geradezu zwiespältigen Eindruck machen, bezieht die dreiviertelstündige Dokumentation *«Lehrstunden der Wahrheit»* eindeutig und parteiisch für die Umgestaltung ei-

Lehrstück für das «Neue Denken»: «Lehrstunden der Wahrheit» von G. Schkljarewski.

ner Werkzeugmaschinenfabrik im Sinne von Gorbatschows Perestroika Stellung. Der Ukrainer G. Schkljarewski lässt in seinem Lehrstück für das «Neue Denken» aufgebrachte Ingenieure Vorwürfe an die Adresse unfähiger Direktoren erheben, die mit den örtlichen Parteiorganen unter einer Decke stecken. Den Anklägern zur Seite stehen ein Schriftsteller und ein Liedermacher, welche die Leistungen eines neuen mutigen Generaldirektors sowie eines tapferen Parteisekretärs in den höchsten Tönen und in biblischen Gleichnissen besingen: Hie streitet David, der ehrliche und vernünftige, dort Goliath, der Fleischberg der Bürokratie, die Instanz des Bösen: der Faulheit, der Dummheit, der Herzlosigkeit, der Sabotage, des Schlendrians. Mit solch beschwörenden Beschimpfungen verliert die Analyse des Films allerdings an Genauigkeit. Perestroika verkommt zu einem schwülstigen Moralismus, der gutgemeint auf beliebige Verhältnisse übertragbar ist.

Was ihren Stil betrifft, kommt Glasnost bei den drei letzten Filmen am ehesten einem Gerücht gleich. Mit heisser Nadel werden Brocken unverdauter Wirklichkeit zusammengeflickt. Es fehlt noch weitgehend eine publizistische Kultur, welche die Umrisse eines Konfliktes präzis eingrenzt, die Parteien ihren Standpunkt darlegen lässt und in Abwägung der vorgebrachten Argumente und eigener Recherchen ein vorläufiges Urteil fällt. (Seien wir dabei nicht zu selbstgefällig. Auch im «freien Westen» sind wir natürlich weit von einer idealen publizistischen Kultur entfernt. Die ritualisierte Meinungsbefragung unseres schnellebigen Journalismus bei den institutionalisierten Interessengruppen leistet eine kritisch urteilende Analyse auch nur in Ansätzen.)

Geständnis aus Nicaragua

Der für mich überzeugendste Glasnost-Film stammt allerdings nicht aus der Sowjetunion, sondern aus Nicaragua. Der – zugegeben etwas langatmige – Beitrag *«Söhne des Flusses»* ist deshalb wohl zu Recht von der offiziellen Jury mit einer goldenen Taube ausgezeichnet worden. Fernando Somarriba rekonstruiert in seinem anderthalbstündigen Werk den seit 1980 schwelenden Konflikt der sandinistischen Regierung mit den Miskito-Indianern. Der dramaturgische Bogen des Films spannt sich von der Zwangsumsiedlung der Miskitos ins Innere des Landes – gezeigt werden Bilder, wie sandinistische Compañeros die Dörfer der Vertriebenen niederbrennen, – über das Scheitern einer solchen Befriedung im Exil bis hin zur Rückkehr der Söhne des Flusses in ihre angestammten Gebiete am Atlantik. In dem staatlich-offiziösen, aber selbstkritischen filmischen Rechenschaftsbericht über den heiklen Konflikt, der auch international von den Contras und der US-Aussenpolitik propagandistisch verwertet wurde, kommen Vertreter sowohl der Miskitos als auch der Sandinisten zu Wort. Innenminister Thomas Borge gibt offen zu, dass die Regierung schwere Fehler begangen hat. Dieses Eingeständnis von Schuld angesichts der angespannten Lage im noch jungen revolutionären Staate zeugt von einer entwickelten politischen Kultur. Die innere Grösse, den Schuldigen die Einsicht in die Fehler zuzumuten, sowie seine versöhnliche Haltung zeichnen auch den Film aus. Sein Ethos ist gefasst in eine präzise filmjournalistische Methode.

«Neues Denken» in Leipzig

Beharrlich und in kleinen Schritten kämpfen die Organisatoren der Leipziger Filmveranstaltung um mehr Freiraum. Und so waren gerade in diesem Jahr zum Thema der Umweltgefährdung erstaunlich kritische Beiträge wie *«Die Glocke von Tschernobyl»* und *«Spaltprozesse»* zu sehen. Der letztere Beitrag stammt aus der BRD und berichtet über den Widerstand der Oberpfälzer Bevölkerung gegen die atomare Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf. Dankbar und aufmerksam registriert das einheimische Publikum die kritischen und aufmüpfigen Bilder und Töne.

Für mich als westlichen Kritiker ist es immer wieder ein Erlebnis, in einem anderthalb tausend Zuschauer fassenden, vollen Saal Dokumentarfilme auf einer grossen Leinwand zu betrachten. Internationale Öffentlichkeit bekommt hier eine anschauliche verbindliche Dimension, die einen der vielen Reize dieser Filmwoche ausmacht. So dürfte auch der Schweizer Film *«Ex voto»* von Erich Langjahr in Leipzig sein bisher weitestes Publikum gefunden haben. Der Film wurde wegen der persönlichen und experimentellen Handschrift des Autors sowie wegen der vielschichtigen Interpretation von Heimat mit seinen ökologischen, religiösen und armeekritischen Bezügen sehr geschätzt. Er erhielt den Spezialpreis der Jury. ■